Zeitschrift: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums

Herausgeber: Bernisches Historisches Museum

Band: 19 (1939)

Artikel: Über einige interessante und seltene Ethnographica der Ostasiensammlung des Bernischen Historischen Museums

Autor: Rigozzi, Ettore

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1043230

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über einige interessante und seltene Ethnographica der Ostasiensammlung des Bernischen Historischen Museums.

Von Ettore Rigozzi.

I.

Unter den Unica-Stücken der ethnographischen Sammlung des Bernischen Historischen Museums befindet sich ein ganz aussergewöhnliches Exemplar, das sogar in einem japanischen Museum als ausgesprochene Seltenheit figurieren würde. Es ist dies eine japanische Helmhaube («Hashi»), die sich mittelst geschobener Teilplatten öffnen und schliessen lässt. Innerhalb der üblichen japanischen Helmhaubenformen darf sie jedenfalls als einzigartig bezeichnet werden (Abb. 1).

Arbeit, Material und Oberflächenbehandlung, die typische Edelrost-Eisenhaut, lassen auf einen vorzüglichen Myochin-Meister des XIV. oder XV. Jahrhunderts schliessen, obwohl man technisch die Idee der Zusammenlegbarkeit einer wesentlich spätern Zeit, etwa dem XVI. oder XVII. Jahrhundert zuweisen möchte. Aber die geringe Anzahl (nur sechs) und die grosse Breite (bis 6 cm) der Schiebeplatten deutet auf die frühern breitstreifigen Haubenformen des XII. bis XIV. Jahrhunderts der Myochin-Familie hin. Ebenso der einfache Augenschutz ohne jegliches Lappenprofil.

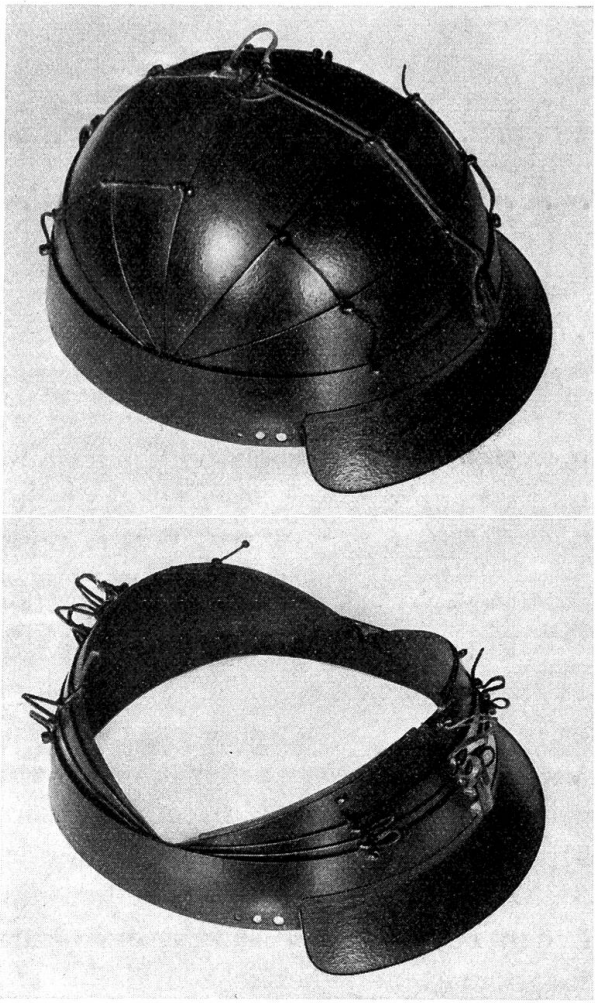

Abb. 1. **Japanische Helmhaube** (geschlossen und geöffnet).

Diese einzelnen gewölbten Schiebeplatten laufen an glattgeschmiedeten Achsenknöpfen an den beiden seitlichen Mittelpunkten des Schädelbandstreifens. Sie sind vertikal unter sich verbunden durch feine, schmale Lederriemchen, die an gleichmässig abstehenden Ösen der Platten und des Schädelbandstreifens befestigt sind.

Abb. 2. **Eiserne Handglocke** (Myochin-Meister).

Der Verschluss auf der Haubenhöhe, dort, wo sich bei den üblichen Formen das Luftloch («Hashimanza») befindet, besteht aus einem runden, geteilten Eisenplättchen, das mit einem kleinen, festen Rohrriegel versehen ist. Der Riegel selbst ist durch ein Lederriemchen gesichert (Abb. 1).

Zieht man den Riegel heraus, so lässt sich die ganze Haube auseinanderklappen (Abb. 1). Trotz dieser Artikulation ist die Haube in geschlossenem Zustande von einer erstaunlichen Festigkeit, und ihre ganze schlichte Form ist von geradezu klassischer Schönheit im Sinne der Ästhetik japanischen Geräts und ist ein Beispiel höchster, typisch japanischer Schmiedekunst.

II.

Ein zweites seltenes Objekt ist die eiserne, gestielte, buddhistische Handglocke (Abb. 2). Sie ist in Material und Dekor als Variation oder Gegenstück der klassischen Mokugyo-Glocke (Abb. 3) anzusprechen. Vielleicht müsste sie der strenge Buddhist als «rituell abwegig» bezeichnen, denn die «Mokugyo», deren die Priester sich bedienen, sind seit uralter Zeit aus Holz (roh oder gelackt) und werden mit einem Stäbchen angeschlagen, was einen angenehmen, dem Kuckuckslaut ähnlichen Ton erzeugt. Aus diesem Grund hat die Jazz-Musik alsbald diese Glockenart ohne jegliche ethische Hemmung in ihre Orchestration aufgenommen und man sieht auf den Jazzpauken oft eine ganze, aufeinander abgestimmte Serie solcher Mokugyo.

Der Griffteil, an dem die hölzerne Mokugyo gehalten wird, besteht streng traditionell aus zwei stilisierten, gegeneinanderstehenden Fischen oder Fischköpfen. Es ist dies der klassiche Dekor dieser Glocken und seine symbolische Bedeutung (Moku = Holz; Gyo = Fisch) lautet: Der Fisch ist ein Wesen, das niemals schläft, das Tag und Nacht wacht. So muss auch der Buddhist, wenn er den Klang der Mokugyo hört, sich erinnern, dass er, um der Wohltaten der Religion teilhaftig zu werden, einen wachen Geist und körperliche Energie haben muss wie der Fisch, der bestimmt ist, in seinem zukünftigen Leben ein Drache zu werden. Aus diesem Grunde sieht man meist die Fischköpfe an den Mokugyo-glocken bereits mit der Kugel, dem «Tamaa» (Weltjuwel) im Maul, obwohl dieses Emblem eigentlich erst dem Drachen zugehört (Abb. 3).

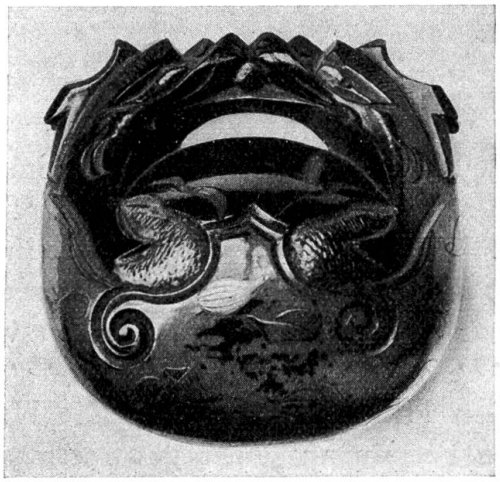

Abb. 3. **Klassische hölzerne Mokugyo** (mit Lackdekor).

Die eingangs erwähnte, seltene Variante dieses Ritualgerätes in Eisen, weist statt des Fischgriffes einen länglichen Stiel auf, mit dem die Glocke, in der sich ein freier Eisenkern befindet, geschüttelt wird. Als Dekor zeigt sie auf den Wangenflächen je eine getriebene Inschrift. Die eine heisst «Fuku» = Glück; die andere bedeutet «Takara» = Schätze, Reichtum, Kostbarkeiten. Also zusammen etwa «Glück und Reichtum». Das ist nun aber nicht buddhistisch, sondern kann nur shintoistisch verstanden sein. Somit hätten wir es hier mit einem interessanten shintoistischen Gegenstück zur buddhistischen Mokugyo zu tun. In jedem Fall ist es aber, wie sich schon aus der Signatur auf dem Griff ergibt, eine ausgesprochene japanische Arbeit eines Meisters der berühmten Myochin-Schmiedefamilie aus dem XVII./XVIII. Jahrhundert. Auch hier sehen wir die unnachahmliche Eisenfestigkeit bei geringem Gewicht, die typische «Eisenhaut», das Handliche und Reizvolle, das wir immer wieder an altjapanischen Geräten und Instrumenten bewundern.